

# Rezensionen

## Was ist Objektivität?

**Stephen Gaukroger**, *Objektivität. Ein Problem und seine Karriere*, aus dem Englischen übersetzt von Jürgen Schröder, Stuttgart: Reclam 2017, 140 S., € 14.95, ISBN 9783150203781.

Dominik von Allmen-Mäder  
(Theologie, Zürich)

Als Philosophie- und Wissenschaftshistoriker, unter dessen Publikationen sein mehrbändiges, breit angelegtes Projekt zu *Science and the Shaping of Modernity* (4 Bde., 2006-2019) hervorsticht, ist Stephen Gaukroger (Sydney) prädestiniert, die Frage zu beantworten, was unter Objektivität verstanden bzw. wann sie plausibel beansprucht werden kann. Das englische Original seines Buches erschien 2012 unter dem Titel *Objectivity. A Very Short Introduction* bei Oxford University Press. Wie schon dieser Untertitel und die gleichnamige Reihe erwarten lassen, zielt Gaukroger nicht auf eine erschöpfende Darstellung zeitgenössischer oder historischer Diskussionen des Objektivitätsbegriffs, sondern unterbreitet zunächst einen bestimmten Begriff von Objektivität und schlägt im Zuge von dessen Entfaltung einige Schneisen in den Dschungel der Probleme, die sich rund um das Thema ergeben.

Gaukroger versucht nicht eine „objektive“ Abbildung dessen, was unter Objektivität schlechthin verstanden wird. Das widerspricht nicht zuletzt seiner eigenen Auffassung des Begriffs. Im Folgenden sei deshalb entlang einiger zentraler Unterscheidungen und Abgrenzungen die Position des Autors umrissen. Zugleich ergibt sich daraus eine kurze inhaltliche Übersicht.

Im *ersten Kapitel* bietet Gaukroger ein Panorama verschiedener Möglichkeiten, Objektivität zu definieren. In Frage kommt, ein Urteil als objektiv zu anerkennen,

- a) weil es frei ist „von Vorurteilen und Voreingenommenheiten“ (11),
- b) weil es frei ist von „Annahmen und Werten“ (12),
- c) weil es nach einem bestimmten Verfahren gefällt wurde oder einem bestimmten Verfahren (Falsifikation) standgehalten hat (13-17),
- d) weil es einen Sachverhalt oder eine Struktur korrekt wiedergibt (17f.),
- e) weil es universell akzeptiert wird (18f.).

Aus diesen fünf Möglichkeiten wählt Gaukroger nun a), b) und d) als aussichtsreiche Anwärter für eine plausible Definition aus (19). Die folgenden Kapitel stellen in ihrem Titel je eine Frage, die er dann unter Anwendung der eben dargestellten Objektivitätsdefinitionen beantwortet. So entsteht ein kleiner Katechismus der Objektivität.

Im *zweiten Kapitel* (22-37) lautet die Frage: *Ist Objektivität eine Form von Redlichkeit?* Gaukroger beantwortet diese, indem er wissenschaftshistorisch die Genese des Objektivitätsbegriff als Reaktion auf die Krise(n) von Autoritäten nachzeichnet, die lange die Begründungslasten trugen. Mit der Erosion der Autoritäten, die bislang unhinterfragbare Voraussetzungen boten, wurde es notwendig, eine andere Basis für wissenschaftliche Zuverlässigkeit zu finden. Damit kam die Idee von Objektivität als Vorurteilslosigkeit und damit verbundener intellektueller Redlichkeit ins Spiel. Gaukroger zieht hier eine Linie von Sokrates über die Aufklärer des 17. und 18. Jahrhunderts bis hin zu Karl Popper, kritisiert aber, dass der intellektuellen Redlichkeit gewisse „quasi-moralische Obertöne“ (25) eigneten. Der Anspruch, wissenschaftliche Objektivität sei zu erreichen, indem die eigenen Theorien fortlaufend mit den Belegen verglichen, falsifiziert und sodann weiterentwickelt werden, erscheint ihm nämlich als „Idealisierung“ (37). Sie lenke davon ab, dass zwischen einer Theorie bzw. Hypothese und ihren Belegen eine wesentlich komplexere, wechselseitige Beziehung bestehe, wie er anhand mehrerer Beispiele darstellt. Manche Vorurteile (im Sinne von Erwartungen an den Ausgang von Experimenten) seien demgemäß illegitim, andere verunmöglichten Objektivität dagegen nicht per se.

Damit redet Gaukroger aber, wie das *dritte Kapitel* zeigt, keinem Relativismus das Wort. *Zeigt nicht die Wissenschaft, dass es gar keine Objektivität gibt?*, so wird insbesondere angesichts der Entwicklungen der Wissenschaft im 20. Jahrhundert mitunter gefragt. Die Relativitätstheorie, die Quantenmechanik und die Interaktion von Beobachteten und Beobachtenden, die auch für verschiedene Sozialwissenschaften eine Rolle spielt, scheinen auf den ersten Blick naheulegen, dass der Begriff der Objektivität tatsächlich nicht mehr haltbar ist. Gaukroger erwidert, diese Auffassung unterliege einem Missverständnis der genannten Theorien; diese bedeuteten

nur, „dass man sich neue Verfahren ausdenken muss, um Objektivität zu gewährleisten“ (45).

6 Nun kann man die Frage natürlich verschärfen und erkenntnistheoretisch über die Bedingungen reflektieren, unter denen wir zu Urteilen kommen. Das tut Gaukroger im *vierten Kapitel: Ist nicht jede Wahrnehmung und alles Verstehen relativ?* (46-53). Hier kommt die Frage zum Zug, inwiefern Objektivität durch die Freiheit von Annahmen und Werten zu bestimmen sei. Gaukroger argumentiert auch hier gegen eine relativistische oder skeptizistische Beantwortung dieser Frage, indem er den erkenntnistheoretischen Anspruch von Objektivität ermässigt. Objektive Aussagen seien nicht Aussagen über die tatsächliche Beschaffenheit oder Struktur von Etwas, sondern treffende Vorhersagen über das Verhalten eines Gegenstandes oder das Resultat eines Prozesses hinsichtlich einer bestimmten Fragestellung. Objektivität tritt also nicht bei der Abwesenheit von Annahmen oder Interpretationen ein, sondern die Frage nach ihr entsteht erst mit ihnen bzw. der Frage nach ihrem Status (53).

Wurde im vierten Kapitel nach der inneren Struktur unseres Verstehens und Erkennens gefragt, so dreht das *fünfte Kapitel* die Fragerichtung um: *Wie steht es um unsere begriffliche Strukturierung der Welt?* (54-71). Auf der Ebene der Wahrnehmung führt Gaukroger Kants Verständnis von Raum und Zeit an als etwas, was Erfahrung immer schon strukturiert. Diese oder ähnliche Auffassungen der Vorstrukturierung von Erfahrung, hinter die nicht zurückgegangen werden kann, stelle Objektivität nicht in Frage (56f.). Ein weiteres Modell der begrifflichen Strukturierung der Welt hebt darauf ab, dass wir der Natur sprachliche Kategorien und Muster auflegen – je nach Kultur und Gesellschaft unterschiedliche –, so dass die an sich weitgehend inkohärenten Einzelerfahrungen dadurch verknüpft werden und Bedeutung erhalten. Auch das impliziert nicht notwendigerweise relativistische Konsequenzen. Denn entweder sind die sprachlichen Muster untereinander „ziemlich kompatibel“ (61), so z.B. im Falle unterschiedlicher Kategorien der Zeitmessung, oder was wir von einem Gegenstand denken, vermag diesen de facto nicht zu formen, so z.B. die Länge der Linie bei der Müller-Lyer-Täuschung (vgl. 62). Eine dritte Form, durch die Welt insbesondere in der Wissenschaft strukturiert wird, sind Paradigmen. Gaukroger referiert dazu Thomas Kuhn

als einschlägige Position und stellt heraus, dass auch Paradigmen und Paradigmenwechsel Objektivität nicht verunmöglichen. Denn erstens ist es denkbar, dass ein Paradigma alle sein Feld betreffenden Fragen löst, zweitens geht es darum, die richtigen Fragen zu stellen (was wieder zurückführt auf die komplexe Beziehung zwischen Hypothesen und Belegen), drittens legt die Forschung über Wissenschaftsentwicklung im Gefolge von Kuhn den Massstab für Objektivität nur an die internen Kriterien eines Paradigmas an, und lehnt ein externes, absolutes methodisches Kriterium wie etwa Poppers Falsifikation ab (70f.). So ist auch hier die Möglichkeit von Objektivität gegeben.

Das *sechste Kapitel* rechnet gleichsam die Überlegungen des vierten und fünften zusammen, was zur Frage führt: *Ist eine objektive Repräsentation der Dinge möglich?* (72-87). Hier geht es um den Zusammenhang von Objektivität und Wahrheit. Zunächst ist beides zu unterscheiden: Während Wahrheit eine Form von Grenzbegriff darstellt, der das Ziel einer rechtfertigenden Argumentation vorgibt, macht Objektivität das Umgekehrte und gibt vor, wo eine Argumentation einsetzen und wie sie fortschreiten muss. Erst so ist es möglich, einen kognitiven Leitfaden zu entwickeln, der nicht schon im Voraus mit einer absolut feststehenden Wahrheit in Eins fällt (76f.). Insofern bewegt man sich wiederum im Rahmen der negativen Auffassung von Objektivität als Vorurteilsfreiheit, die keine Berührungspunkte mit dem Wahrheitsbegriff hat. Nun gab es aber auch die Idee, Objektivität positiv zu wenden und als angemessene Repräsentation zu bestimmen. Damit wird sie dem Wahrheitsbegriff wieder angenähert. Gaukroger spielt wiederum verschiedene Modelle so verstandener Objektivität durch, die alle ihre Probleme haben – die aber auch nicht durch den völligen Verzicht auf (wie auch immer bildliche oder perspektivische) Repräsentation gelöst werden können, weil das einem „Blick aus dem nirgendwo“ (82) gleichkäme. Von diesem sei aber nicht klar, warum gerade dieser, wenn er denn überhaupt möglich wäre, objektiv(er) sei. Schließlich gehe es also auch bei der Frage nach der angemessenen Repräsentation um Urteilsbildung, d.h. um die „Beseitigung willkürlicher Urteile“ (84), was das Kriterium der Vorurteilslosigkeit erweitere, aber keineswegs „einen einzigen absoluten Massstab zu finden“ erlaube (84), anhand dessen Objektivität festgestellt werden könnte.

Damit ist Gaukroger an einem Punkt angelangt, an dem sein Objektivitätsbegriff recht klar konturiert ist: Er grenzt sich auf der einen Seite von einer relativistischen, auf der anderen Seite von einer absoluten Auffassung des Begriffs ab; seine Herleitung geschieht nicht über eine bestimmte epistemologische, ontologische oder anthropologische Grundannahme, sondern über die historische Rekonstruktion wissenschaftlicher Praxis und der in ihrem Verlauf stattfindenden (Neu-)Konfiguration von Fragestellungen, Erhebung bzw. Bewertung von Belegen und Theoriebildung. Objektivität ist daher im Gegensatz zu Wahrheit nur graduell möglich (87). Sie ist etwas, „das man lernen und durch praktische Übung verbessern kann“ (85).

In den folgenden Kapiteln beschäftigt sich Gaukroger mit *Objektivität im Bereich der Zahlen* (88-100). Er fragt, ob „die Untersuchung menschlichen Verhaltens objektiv sein“ (101-114), ob „es Objektivität in der Ethik geben“ könne (115-122) und ob „Objektivität in Geschmacksfragen möglich“ sei (123-129). Es lohnt sich kaum, die Befunde dieser Kapitel en détail zusammenzufassen; sie sind im Grunde auf die jeweiligen Disziplinen bezogene Anwendungen der beschriebenen Grundposition des Autors.

Überhaupt muss hierzu gesagt werden, dass die beiden Kapitel über Objektivität in der Ethik und Ästhetik auch für das Genre der Einführung gar knapp gehalten sind. Der Schwerpunkt des Buches liegt nicht ausschliesslich, aber insgesamt doch stärker auf den Naturwissenschaften; hier sind Argumentation, Beispiele und die wissenschafts- bzw. philosophiehistorische Tiefenschärfe detailreicher und differenzierter. Für die Sozialwissenschaften und überhaupt alle mit Statistik und Datenauswertung befassten Wissenschaftsgebiete hervorzuheben ist das siebte Kapitel, das nach der Möglichkeit von *Objektivität im Bereich der Zahlen* fragt und die Fallstricke eines naiven Vertrauens in scheinbar objektive Statistiken und Werte aufzeigt.

Auch wenn der Fokus auf die Naturwissenschaften und datenintensive Disziplinen eine gewisse Einschränkung bedeuten: Insgesamt gelingt es Gaukroger gut, „Objektivität“ nicht bloss zu erklären, sondern die Lesenden in das Nachdenken darüber hineinzunehmen; man konsumiert nicht einfach Informationen über das Problemfeld, sondern lernt, sich selber darin zurechtzufinden. Damit erfüllt das Buch die Aufgabe, die es als

Einführung auch hat: Es verkauft nicht Lösungen oder Antworten, sondern weckt das Problembewusstsein. Dabei stellt Gaukroger seinen LeserInnen auch keine anderen unnötigen Hindernisse in den Weg. Sein Stil ist klar, die Sätze sind soweit wie möglich frei von fachsprachlich-philosophischen Wortungeheuern.

Als Zielpublikum des Büchleins kommt also vor allem in Frage, wer sich neu in Fragen von Wissenschaftlichkeit und Objektivität einarbeitet. Da das Buch leicht verständlich ist, eignet es sich auch als vorbereitende oder begleitende Literatur für wissenschaftstheoretische und -historische Veranstaltungen. Das einzige, was man gerade als ‚EinsteigerIn‘ möglicherweise vermissen wird, ist eine Übersicht über die Namen, Titel und Bezeichnungen, die für bestimmte wissenschaftsphilosophische Verständnisse von Objektivität stehen. Gaukroger spielt diese jeweils mehr en passant und auf exemplarische Nennungen reduziert ein.

Was die inhaltliche, argumentative Qualität von Gaukrogers Buch anbelangt, so hat seine Bestimmung von Objektivität den Vorteil, dass sie

- a) einer naiv-absoluten Beanspruchung der eigenen Forschung oder Disziplin als „objektiv“ im Sinne der Abwertung oder gar Ablehnung anderer Zugänge vorbeugt,
- b) Verhandlungsspielraum dafür offenlässt, *wie* im konkreten Fall über die Objektivität einer Theorie entschieden wird, ohne den Anspruch aufzugeben, *dass* darüber entschieden werden muss,
- c) Objektivität nicht als abstraktes Ideal ausser Reichweite ansetzt, sondern für die Wissenschaftspraxis operationalisierbar macht, indem der Blick auf Wissenschaftsgeschichte, die damit verbundenen Bildungssysteme und die daraus erwachsende Praxis gelenkt wird.

Letzteres zeigt noch einmal, dass auch Gaukrogers Position von bestimmten Annahmen geleitet ist. Das entspricht aber genau seiner Auffassung von Objektivität, gemäss der solche Annahmen nicht verhindern, dass die Frage nach Objektivität wieder neu und anders gestellt wird. Indem er Wahrheit oder andere ‚Ideale‘ von Objektivität deutlich unterscheidet, entfernt er sie allerdings auch von ihr externen Grössen, die – vielleicht vermeintlich? – sicherstellen, *dass* die Frage nach der

Objektivität immer wieder gestellt wird. Damit wird einerseits viel Raum frei für metatheoretische (Selbst-)Reflexion über erkenntnistheoretische und ontologische Grundfragen, etwa in Philosophie und Theologie. Diese Reflexionsleistungen können mit Gaukroger wiederum als Interpretations*praxis* verstanden und damit auf ihre Objektivität hin befragt werden; sie fallen also nicht aus der Arbeitsgemeinschaft der Wissenschaften heraus. Ob Objektivität andererseits *tatsächlich* diesen fortlaufenden wissenschaftlichen Praxen entspringt und sie wiederum anleitet; ob in diesem Sinn die Geschichte der Wissenschaft oder der einzelnen Disziplinen mit ihren *turns* und Paradigmenwechseln *tatsächlich* fortgeschrieben wird, ist dann eine Bedingung von Objektivität, die sie selbst nicht garantieren kann.

8